

Sommer, Sonne, Sozialismus?

Ein Reisebericht über die Republik Cuba.

»Wir befinden uns im Jahre 18 nach der Selbstaflösung des sozialistischen Lagers. Die ganze Welt ist vom Imperialismus besetzt. Die ganze Welt? Nein! Eine von unbeugsamen Revolutionären bevölkerte Karibikinsel hört nicht auf, dem Kapitalismus Widerstand zu leisten.« - So oder so ähnlich müsste die Einleitung zu diesem Bericht wohl lauten, wenn wir uns in Asterix-Manier an das Thema Cuba heranwagen würden. Und man darf wohl sagen, das *Thema Cuba*, schließlich handelt es sich bei diesem Land nicht nur um irgendeine unbedeutende Karibikinsel unter vielen, sondern um den (wenn man von solch ideologischen Unfällen wie Nordkorea einmal absieht) letzten Hort des real existierenden Sozialismus. Dies, und natürlich das subtropische Klima, die karibischen Strände und die paradiesischen Naturlandschaften waren die Gründe, weshalb ich mich schon länger mit dieser Insel beschäftigte und mir dieses Land auch einmal mit eigenen Augen besehen wollte. Denn über unsere bürgerlichen Medien etwas über Cuba zu erfahren, dass auch nur annähernd den tatsächlichen Verhältnissen dort entspricht, ist sehr schwierig. So findet man vielleicht noch auf Arte die ein oder andere Dokumentation, welche um wirkliche Objektivität bemüht ist. Die meisten Berichte jedoch bedienen sich der selben antikommunistischen Klischees, wie die Propagandaschlachten des kalten Krieges. Fernab von illusionären Träumereien vom »sozialistischen Paradies« und auch fernab der flachen Sprüche vom »Castro-Regime«, hat mich die Wahrheit über dieses Land interessiert. Warum gilt Cuba heute bei uns als Vorzeigebispiel einer Diktatur? Warum investieren die USA jedes Jahr Millionen Dollar in Geheimdienstarbeit gegen diesen kleinen Karibikstaat? Warum wird über Cuba so viel, wie über kein anderes karibisches Land berichtet? Und warum wird - trotz dem offiziellen Ende des *kalten Krieges* - das Embargo gegen das wirtschaftlich unbedeutende Cuba weiterhin aufrechterhalten? Irgendetwas konnte da nicht stimmen. Es war höchste Zeit für mich, dieses Land zu besuchen.

Als ich dann schließlich meine Eltern, die ohnehin schon immer mal in die Karibik wollten, nach längeren Diskussionen überzeugen

konnte, war die Reise bald für 2009 fest gebucht. Vom 21. Mai bis zum 3. Juni durchquerten wir mit einem Mietwagen die Insel. Von Havanna über Matanzas, Santa Clara, Trinidad, Cienfuegos wieder zurück nach Havanna (um nur einige Städte zu nennen), sahen wir in diesen zwei Wochen jede Menge von Land und Leuten. Viele der vorher gefassten Urteile musste ich korrigieren, einiges hat sich allerdings auch bestätigt. Klar war für mich nur: Wenn es irgendwo noch eine gelebte Alternative zum Kapitalismus gibt, dann auf Cuba.

Meine ersten Impressionen von diesem Land stammen noch aus dem Flugzeug. Schlaftrunken sah ich aus dem Fenster die ersten Umrisse der Insel, kurz darauf den Flughafen »José Martí«, benannt nach dem cubanischen Freiheitskämpfer und Nationalhelden, welcher bereits im 19. Jahrhundert für die Unabhängigkeit seines Landes kämpfte. Am Flughafen selbst mussten zuerst einige Formalitäten geklärt werden, bevor wir nach Kontrolle unseres Passes durch eine freundliche Zollbeamtin an unser Gepäck kamen. Was mir zuerst schon im Flughafengebäude auffiel: Irgend etwas fehlte. Achja, die Werbung! Es gab keine Werbung. Nirgends waren die ansonsten so allgegenwärtigen Dauerberieselungen, die zugeklebten Wände, die Coca-Cola Plakate zu sehen. Sehr angenehm. Noch am Flughafen trafen wir auf eine freundliche Dame namens Clothilde, von der cubanischen Reiseagentur. Da sie in der DDR studiert hatte, sprach sie fließend Deutsch und half uns, an einen Mietwagen zu kommen. Mit Blick auf mein Lenin T-Shirt lautete ihr erster Kommentar: »Mit diesem T-Shirt wirst du hier sehr viele Freunde finden.« Ironie? Nein, tatsächlich: Schon 10 Minuten später bekundete der Beamte beim Umtauschschalter von Euro in die cubanische konvertible Währung (CUC), auf Englisch seine Sympathie für den Herrn Lenin. Da sich das mit dem Mietwagen doch noch etwas länger hinzog, blieb mir genug Zeit um mit Clothilde ins Gespräch zu kommen. Sie war eine stämmige Dame von etwa sechzig Jahren, und kennt die Revolution von Beginn an. Meine ersten Fragen gingen gleich ins politisch brisante, Thema Wahlpflicht in Cuba. »Wenn die Leute bei euch sagen, wenn man in Cuba nicht zur Wahl geht verliert man seinen Arbeitsplatz oder bekommt Repressionen, ist das eine Lüge. Wer bis 12 Uhr nicht zur Wahl geht, bei dem klingeln die Pioniere und sagen

›Hey, willst du nicht wählen gehen?‹ - das ist aber alles.«

Auch beim Thema Opposition fand Clothilde klare Worte: »Die meisten Cubaner mögen diese Oppositionellen nicht. Die ›Frauen in weiß‹, und wie sie alle heißen. Die wollen nur Geld von den Amerikanern für sich kassieren. Wenn sie wirklich für das Volk kämpfen, dann sollen sie doch in die Berge, wie Che, und die Leute überzeugen, anstatt sich bei den USA anzubiedern.«

Clothildes Gesicht legte sich in nachdenkliche Falten, man sah ihr deutlich an, dass es ihr ernst war. Auf dem Weg zum Hotel unterhielten wir uns noch etwas über die aktuelle Situation in Cuba, die »Periodo especial«, die Sonderperiode, welche nach der Auflösung der Sowjetunion und dem Verlust fast aller Handelspartner eintrat. Die schwierige ökonomische Situation, das Transportproblem, das Wohnungsproblem und all die anderen Probleme sind häufige Gesprächsthemen der Cubaner, die bei der Kritik kein Blatt vor den Mund nehmen. Unterwegs konnte ich am Straßenrand die zahlreichen politischen Schilder bestaunen: »Defendiendo el socialismo«, die Verteidigung des Sozialismus, oder »Hasta la victoria siempre«, ein Zitat von Che, »Vorwärts bis zum Sieg«, war auf ihnen zu lesen. Abends im Hotel ging ich recht früh zu Bett. Schön, gut, also. Die Worte einer Revolutionärin. Mal sehen, was der cubanische Alltag mir davon bestätigen kann.

Am nächsten Tag gingen wir durch die Straßen Havannas. Und auch hier fehlte überraschenderweise die Werbung. Kein Burger King, kein McDonalds, keine BILD-Zeitung. Nirgends. Die Stadt kam so in ihrer vollen Pracht zur Geltung, statt aufdringlicher Leuchtreklame sah man an den Häuserfassaden lediglich handgemalte Bilder über die Revolution, oder hin und wieder ein Zitat Fidel Castros.

Allgegenwärtig war neben den alten Häusern aus der Kolonialzeit und den politischen Schildern allerdings auch die schwierige ökonomische Situation der Menschen. Viele nutzten diese jedoch aus, um sich an naiven Touristen zu bereichern. Mit seltsamen Tricks und Betteleien wollen diese den einfältigen Touristen suggerieren, es würde ihnen an Grundnahrungsmitteln mangeln. Doch das passt nicht ganz in ein Land, in dem es an jeder Ecke billige Speisen und Getränke zu kaufen gibt, und wo jeder Einwohner durch die

sogenannte Libretta, eine Rationierungskarte, alle notwendigen Güter und Lebensmittel zugeteilt bekommt. Es mangelt zwar an vielem, aber Hunger leiden muss in Cuba *keiner*, das konnte mir bisher jeder meiner Freunde dort versichern. Viele dieser Leute nutzen daher die zusätzliche Einkommensquelle um sich teure Luxusartikel wie Adidas-Turnschuhe und dergleichen zu kaufen. Aber das sind nun wirklich keine überlebenswichtigen Güter. Überhaupt hatte ich in meiner ganzen Zeit in Cuba durchgehend den Eindruck von einer trotz aller Dispropriationen *grundsätzlich* intakten Gesellschaft, ohne extreme Armut und ohne ein wie auch immer geartetes Bonzentum. Es herrschte ein reges Stadtleben, mit Autos, Einkaufsstüten, mit Kindern die Eis essen, Erwachsenen die Karten spielen und Rum trinken, alten Leuten die auf Parkbänken Zeitung lesen und Zigarre rauchen, manchmal mit dem Enkel auf dem Schoß, manchmal mit Hund. Wenn man sich die Kolonialen Villas besieht, die trotz ihres teilweise schlechten Zustandes nichts von ihrer jahrhunderte alten Würde eingebüßt haben, wie diese heute von Arbeiterfamilien bewohnt werden, wenn man die amerikanischen Luxuskarossen sieht, wie diese heute von Arbeitern gefahren werden, dann merkt man auch, dass man sich tatsächlich in einem sozialistischen Land befindet. Am stärksten kam dieser Eindruck zu Tage, als wir in Havanna eine Führung in einer Zigarrenfabrik machten. Dort herrschten gänzlich andere Verhältnisse, als man es bei uns gewohnt ist. Die Arbeiter wirkten allesamt locker, gelöst, als ob sie diese Arbeit am liebsten täten. In dem riesigen Saal, in dem an die 400 Arbeiter auf Werkbänken Zigarren in verschiedenen Qualitäten drehen, läuft im Hintergrund Techno-Musik. Ganz am Ende hängt ein Plakat: »Zum 50. Jahrestag der Revolution: Lasst uns mehr und effizienter produzieren!«, davor der Tisch des Vorlesers. Jeden morgen wird dort zuerst eine halbe Stunde aus der *Granma*, der größten cubanischen Tageszeitung, vorgelesen. Danach geht man zu einem Buch über, das die Arbeiter sich ausgesucht haben. Aktuell liest man »Sakrileg« von Dan Brown. Der Vorleser wechselt dabei gelegentlich und bekommt die Zeit als Vorleser voll bezahlt. Nachmittags läuft dann meist Musik. Nach Dienstschluss kann sich jeder Arbeiter täglich 3 Zigarren seiner Wahl mit nach Hause nehmen. Während der Arbeit, darf ebenfalls geraucht werden. Auf Betriebskosten, versteht sich.

Neben der kostenlosen Mittagskantine dürfte aber ein herausragenderes Merkmal die demokratische Mitbestimmung im Betrieb sein: Jede Woche hält die Belegschaft dort eine Sitzung und diskutiert über die Probleme im Betrieb, aber auch über die Probleme des Landes. Ich selbst wurde Zeuge, wie solche Sitzungen abliefen und man nach heftiger Diskussion zu einer Entscheidung kam. Dabei folgt die Betriebsversammlung nicht weltfremden, starren Regeln, sondern wird von den Arbeitern selbst ausgestaltet. Es wird über alles gesprochen: Von den Arbeitszeiten, Arbeitsbedingungen und Löhnen, bis zum Buch für nächste Woche hat die Belegschaft überall die volle Einflussnahme auf ihren Betrieb. Jeder Vorsitzende wird demokratisch gewählt und ist der Belegschaft rechenschaftspflichtig. Im Falle von Amtsmissbrauch kann er sofort abberufen werden, was auch hin und wieder vorkommen soll. Die junge Arbeiterin führte uns durch den gesamten Betrieb und erklärte jeden Produktionsschritt, vom frischen Tabakblatt bis zur fertigen Zigarre. Auch die Emanzipation hat sich scheinbar in der Ökonomie gut durchgesetzt: Die Führungsebene des Betriebs besteht fast durchweg aus Frauen. Darunter sind viele Schwarze und Mulattinnen. Von Rassismus keine Spur. Soviel also zur innerbetrieblichen Demokratie, die in Cuba doch sehr stark entwickelt ist. Mit der, verfassungsmäßig festgeschriebenen, Maximalarbeitszeit von 8 Stunden pro Tag und den hervorragenden Arbeits- und Mitbestimmungsbedingungen, hat sich die cubanische Arbeiterklasse doch einiges erkämpft, wovon man hierzulande höchstens träumen kann. Trotzdem: Die Löhne sind immer noch viel zu niedrig, auch wenn das Ende der Sonderperiode bereits absehbar ist.

Am nächsten Morgen trafen wir auf unseren Freund Lazaro, ein schwächlicher Mann in den Vierzigern, mit kräftigen Gesichtszügen und sonnengebräunter Haut, der eher an einen Spanier denn an einen Cubaner erinnert und den ich durch Zufall vor einigen Jahren kennen lernte, da er Informatiker ist. Er hat uns einen Tag durch Havanna geführt und wir haben erstmals den normalen cubanischen Alltag kennen gelernt. Statt Auto fahren wir Bus, statt im Restaurant aßen wir im Imbiss für Cubaner, statt des Tourismusbüros besuchten wir Lazaros Freunde zu Hause. Die Straßen von Havanna sind voll

von Leuten unterschiedlicher Hautfarbe und unterschiedlichen Alters. Überall wimmelt es von Pionieren, welche Nachmittags die Schule verlassen und die man dann häufig noch bei gemeinsamen Aktivitäten oder Ausflügen antrifft. Havanna hat eine wundervolle Altstadt, die noch aus dem 18. Jahrhundert stammt und leider am verfallen ist. Wenn man aber denkt, dies sei beispielhaft für Cuba, begeht man einen Fehler: Interessanterweise sind in allen anderen cubanischen Städten die Häuser wesentlich besser in Schuss. Für Havanna kam erst in letzter Zeit genügend Geld zusammen, so dass ein Sanierungsprogramm beschlossen werden konnte. Überall sahen wir bereits, wie gestrichen wurde, wie hier und dort neu gefließt oder komplett renoviert wurde. Es tat sich schon einiges. Auch das Transportproblem geht einer Lösung entgegen: Seit einigen Jahren verkehren in Havanna Busse aus Nordkorea und China, die zwar stets überfüllt, dafür aber auch pünktlich, billig und zuverlässig alle Cubaner von A nach B bringen.

Generell sind die Cubaner jedoch ein sehr gemütliches Volk, was sich gerade auch beim Straßenalltag widerspiegelt: Man stellt sich hinten an und wartet eben, wenn der Bus sehr voll ist. Von der bei uns so üblichen Hektik, ist in Cuba nichts zu spüren. An jenem Tag besuchten wir auch das Revolutionsmuseum. Dort wird die Geschichte Cubas, von den ersten Unabhängigkeitskämpfen aus indianischen Zeiten bis zur Gegenwart beleuchtet. Die größte Zäsur in der neueren cubanischen Geschichte war zweifellos die Revolution von 1959, an dem sich das cubanische Volk vom verhassten Batista-Regime, einer Handlangerregierung der USA, befreite. Fortan wurde unter der Präsidentschaft Fidel Castros der Sozialismus aufgebaut. Trotz Handelsembargo durch die USA und Wirtschaftssabotage durch den CIA, hat sich Cuba so einen, gemessen mit der restlichen Karibik und den meisten Ländern Lateinamerikas, extrem hohen Lebensstandard mit wegweisendem Gesundheits- und Bildungssystem aufgebaut. Nach 1990 jedoch kam die oben erwähnte Sonderperiode, die zu schwerwiegenden ökonomischen Problemen führte und immer noch führt. Erst seit etwa 10 Jahren wird es merklich besser in Cuba, das schlimmste scheint überstanden. Dazu ist allerdings im Revolutionsmuseum noch keine Ausstellung vorhanden. Man findet aber viele Fahrzeuge aus der Revolution, und,

in einem Glasgebäude auch die Granma, jene Yacht, mit der Fidel Castro, Che Guevara und 80 weitere Revolutionäre 1956 in Cuba ankamen und damit den Auftakt zur Revolution gaben.

Auch konnte ich in Havanna die Funktionsweise eines CDR beobachten. Die CDRs heißen auf spanisch »Comités de Defensa de la Revolución« (Komitees zur Verteidigung der Revolution) und sind in jedem Wohnblock vorhanden. Etwa 90% der Cubaner über 14 Jahren sind Mitglied in den Komitees, deren Aufgabe es wörtlich ist, eben die Revolution zu verteidigen. Praktisch heißt das, für Sicherheit und Ordnung im Block zu sorgen, sowie an demokratischen Entscheidungen teilzunehmen, sich aktiv an der Politik zu beteiligen.

Im cubanischen Rätssystem sind die CDR damit die unterste Ebene der Basisdemokratie und dort wird meist am heftigsten diskutiert. Oft werden anschließend Anträge weitergegeben, auf die man sich erst nach heftiger Diskussion einigen konnte. Moment, war da gerade das Wort »Demokratie« zu hören? In der Tat! Auch wenn so manch bornierter Kleinbürger, der sich jeden Abend die FAZ mit ins Bett nimmt, den Begriff Demokratie in Zusammenhang mit Cuba als »Absurd« bezeichnen würde - ein Cubaner kann darüber nur lachen, denn es gibt sie tatsächlich dort, die sozialistische Demokratie.

Vollkommen offen redet man über die Probleme des Landes, wählt Abgeordnete und Räte die jederzeit abberufen werden können und veröffentlicht Resolutionen. Dabei sind die Cubaner wesentlich partizipierter als das hier in Deutschland der Fall ist: Mit Wahlbeteiligungen von weit über 90% (wählen darf man in Cuba übrigens schon ab 16) und einer Mitgliederbasis in den CDRs von über 7 Millionen lässt sich auch Demokratie *leben*. Nur im Unterschied zu uns werden die Arbeiter nicht an der Ausübung ihrer Rechte mangels finanziellen Mitteln gehindert, sondern aktiv gefördert, indem jeder Massenorganisation ein umfangreiches Budget zur Verfügung steht. Zwar gibt es in den oberen Ebenen auch eine Menge Parteifilz, doch hört man den Cubanern zu, so merkt man, dass sie zwar stets über ihre Situation klagen, dafür aber nie »den bösen Sozialismus« verantwortlich machen, sondern etwas dagegen unternehmen: Sie gehen zu den Sitzungen, gehen zur Wahl, lassen sich wählen, schlagen Lösungen vor - und nicht selten entsteht dabei eine kontroverse Diskussion. Überhaupt sind die Cubaner sehr

»diskussionswütig«, was man nicht nur in den CDRs, sondern auch anhand der heftigen Debatten auf der Straße und zu Hause mitbekommt.

Dabei wird keinem einfach das Wort genommen, der etwas »unliebsames« sagt, im Gegenteil, ich erlebte die Cubaner als ein sehr aufgeschlossenes und tolerantes Volk, das fast geschlossen hinter seiner Regierung steht, aber auch andere Ansichten gelten lässt. Beim Kapitalismus allerdings werden die Gesichter ernster, denn den will dort niemand mehr.

Später trafen wir noch unseren Freund Arristides, ein etwas älterer schwarzer Herr, der früher bei der Presseagentur gearbeitet hat. Seine Frau war in der österreichischen Botschaft tätig, daher kann er gut Deutsch. Auch er weiß sehr wohl um die Probleme seines Landes, traut seinen Landsleuten allerdings auch zu, eine Lösung zu finden. Das Gespräch war leider nur sehr kurz, da er noch einen Termin hatte.

Abends gingen wir in eine kleine Kneipe im Zentrum von Havanna. Lazaro erzählte uns das neueste aus der cubanischen Medizin.

Anscheinend gibt es jetzt auch eine Impfung gegen Lungenkrebs.

»Und die funktioniert?«, frage ich misstrauisch. »Ja, natürlich. Jeder Raucher hier hat die.« Hm, wenn er meint. Erstmals bemerkte ich dort auch, dass es tatsächlich nur zwei große Biermarken in Cuba gibt: Buckanero und Crystal. Während Crystal eher einem leichten Bier entspricht, erinnert Buckanero mit seinem würzigen Geschmack stark an das in Deutschland populäre »Rothaus«, und erreicht dieses sogar fast in der Qualität.

Entsprechend teilt sich die cubanische Bevölkerung in eine Buckanero- und eine Crystal-Fraktion. Sehr oft wird man von Cubanern gefragt, welches der beiden Biere man denn nun bevorzugt, und hört oft, wie sich zwei ältere Cubaner über die Stärken und Schwächen von Crystal und Buckanero unterhalten, während sie auf einer Parkbank sitzen und Rum trinken. Ein herrliches Schauspiel. Beim Gespräch mit Lazaro erfuhr ich auch ein amüsanter Detail: Seit einigen Jahren werden die Fünfjahrpläne des Landes mit der deutschen Software SAP verwirklicht, die sonst eher von Großunternehmen wie VW oder dergleichen verwendet wird. Nun denn, warum sollte man in Cuba nicht auch up-to-date sein?

Am nächsten Tag besuchten wir Pinar del Rio, das Tabaktal, wo angeblich der beste Tabak der Welt wachsen soll. Kurz vor Anbruch der Reise gingen wir noch bei Lazaros Schwester einen Kaffee trinken, der selbstgemacht einfach am besten schmeckt. Dabei fiel mir zum wiederholten Male auf: Auch wenn das Haus von außen noch so heruntergekommen und unscheinbar wirkt, drinnen herrscht das Leben und alles sieht ordentlich und gut gepflegt aus. Auch wenn man sich manchmal fragt, wie die Cubaner es schaffen, aber irgendwie findet man dann doch eine Stereoanlage von Sony, einen Fernseher und eine Waschmaschine von Miele im Haus herumstehen. Nach der kurzen Pause allerdings machten wir uns sogleich auf den Weg. Umgeben von malerischen Landschaften zierten vor allem Königspalmen und kleine Dörfer das Bild am Straßenrand, dazwischen anstatt Verkehrsschildern immer wieder der Schriftzug »¡Viva la Revolution!«. Dass die Revolution auf schlecht beschilderten und löchrigen Straßen selbst in das hinterwäldlerischste Bergdorf vorgedrungen ist, merkt man allerdings nicht zuletzt daran, dass man auch bei einer Ansammlung von 20 kleinen Hütten, überall Stromversorgung, eine Schule sowie eine kleine Ärztstation sieht. Manchmal ist sogar dort noch eine Bibliothek anzutreffen. Die Schulen haben ebenso alle Internetanschluss, da seit einigen Jahren das Thema »PC und Internet« ab der ersten Klasse auf dem Lehrplan steht. Dass das ebenso für eine kleine Dorfschule gilt, davon konnte ich mich selbst überzeugen, als ich mich freundlicherweise in einer solchen einmal umsehen durfte. Neben Bänken, Stühlen, Tafel und jeder Menge Bücher, standen zwei PC's in dem Klassenzimmer. Lazaro konnte mir bestätigen, dass das in Cuba eher die Regel als die Ausnahme ist.

Nachdem wir unsere Reise nach Pinar del Rio mit dem Besuch eines Tabakbauern abgeschlossen hatten, machten wir uns Tags darauf auf ins nahe gelegene Matanzas. Dort traf ich auf meinen Freund Yosvany, den ich letztes Jahr in Deutschland kennen lernte, als er über die Situation in Cuba referierte. Er ist Mitglied des Parlaments von Matanzas und dort für die Auslandskontakte seiner Provinz zuständig. Eigentlich ist er jedoch Arzt und hat einen Doktor in Epidemiologie. Bei den letzten Wahlen wurde er mit 98% der

Stimmen ins Parlament gewählt. Weil er so jung ist, und trotz seiner dunklen Hautfarbe, denn in Rassismus sei in Cuba kein Thema, meint er. Nachmittags kommt er mich mit seinem Dienstwagen, einem 20 Jahre alten »Lada Nova«, einer 60-PS »Luxuskarosse« wie sie auch viele Arbeiter besitzen, besuchen. Soviel also zum Parteibonzenum. Wir erzählten ihm lange von unseren bisherigen Erlebnissen, wie man uns schon ein paar mal hinters Licht geführt hat um ein paar CUC abzustauben und wie uns die Naturlandschaften an der Küste gefallen haben. Da Yosvany sehr gut Englisch kann, fiel mir das Gespräch nicht schwer. Natürlich erfragte ich auch einige politische Informationen. Als die drei größten Probleme in seiner Provinz, aber auch im ganzen Land, sah Yosvany die schlechte wirtschaftliche Lage, die Korruption und die interne Administration. »Wir haben kein *sehr* großes Problem mit der Korruption, aber es ist ein Problem und es ist notwendig, etwas dagegen zu unternehmen.« sagt Yosvany und sieht dabei auch bisher erreichtes: »In der Sonderperiode kamen eine Reihe von Schwierigkeiten auf uns zu, viele davon dauern bis heute an. Jedoch können wir das Transportproblem für viele Provinzen als gelöst betrachten. Auch beim Wohnungsbau machen wir Fortschritte. Aber was wir in der Zukunft brauchen ist vor allem eines: Mehr Entwicklung.«

So nannte er auch die nächsten Ziele der Regierung: »In den nächsten Jahren haben wir einige große Dinge zu meistern: Wir müssen die Wirtschaft stärken, uns dabei aber gleichzeitig vor dem Kapitalismus verteidigen, den Sozialismus wahren und erhalten. Außerdem werden wir weiterhin alles versuchen, die 5 cubanischen Agenten zu befreien, die zu Unrecht in den USA nun seit über 10 Jahren festgehalten werden.« Ich sagte ihm: »Das hört sich ja schön an, den Sozialismus verteidigen, aber wie wollt ihr das anstellen?«. Er entgegnete mir souverän: »Zuerst ist es wichtig, die Bildung und das Gesundheitssystem zu verteidigen, indem wir diesen beiden Einrichtungen weiterhin einen hohen Stellenwert beimessen. Desweiteren werden wir in Zukunft höhere Investitionen in Kultur, Sport und die Wirtschaftsentwicklung der volkseigenen Betriebe zur Überwindung der Sonderperiode tätigen. Wir werden dabei keine Privatisierungen zulassen. Wir sind nicht China und wir sind nicht Vietnam. Hier wird die Revolution verteidigt, hier bleiben wir beim

Sozialismus, denn das ist unser Land, und 90 Prozent der Cubaner stehen fest zum Sozialismus und zu ihrer nationalen Souveränität die nur durch diesen gewährleistet werden kann.« Nun denn, möge es ihnen gelingen. Wir machten uns Tags darauf auf den langen Weg nach Santa Clara. Zwischendurch waren wir einige Zeit in der Kleinstadt Placeta unterwegs. Hier, etwas auf dem Land, waren die Menschen noch nicht so sehr vom Tourismus »beansprucht« (fast könnte man sagen *verdorben*) wie in Havanna. Man bekam schon mit ein paar Brocken Spanisch eine freundliche Antwort und die Händler auf den Märkten gaben lieber zu viel als zu wenig fürs Geld. Überhaupt sind die Leute auf dem Land wesentlich offener und ehrlicher als in den Metropolen. Charakteristisch für cubanische Städte ist dabei der im kolonialen Stil gehaltene Stadtpark, ein Quadrat in der Mitte der Stadt, auf dem oftmals eine Statue von José Martí steht. An den Häusern dahinter findet sich dann meist noch ein riesiges Plakat mit einem Zitat von Che Guevara. Dort kann man dann Nachmittags alte Männer auf den Bänken beobachten, die Zeitung oder ein Buch lesen oder einfach nur den Pioniergruppen zusehen, die dann oft in der Stadt unterwegs sind.

In Santa Clara schließlich besichtigten wir das Mausoleum von Che Guevara. Eine gespenstische Stille umgab den riesigen Platz vor dem Denkmal, die nur durch das von großen Stadiumslautsprechern wiedergegebene Lied »Commandante Che Guevara« durchbrochen wurde. Das Denkmal selbst war phänomenal, einem großen Mann wie Ernesto absolut würdig. Im inneren befand sich das (kostenlose) Museum und gegenüber die Grabkammer des Che, wo auch die Urnen seiner Kampfgefährten aus Bolivien zu finden waren. Man achtete streng darauf, dass nirgends fotografiert wurde. Als wir uns wieder zurück zum Auto begaben, durchbrach plötzlich ein heftiges Tropengewitter die Ruhe. Es schüttete wie aus Eimern und der Wind warf einige Palmen auf die Straße, wie wir später bemerkten. Uns blieb nichts übrig, als im Auto zu warten.

Tags darauf gingen wir für einige Tage nach Cienfuegos. Die meiste Zeit verbrachten wir dort am Strand, den wir uns mit den Cubanern teilten. Denn in Cuba sind seit der Revolution alle Strände, ebenso wie die Fabriken, Grundstücke, etc. volkseigen. Es gibt keinen Strand, der explizit für Touristen wäre, so dass man oft einen geparkten Lada

und eine cubanische Familie am Strand beim baden beobachten kann. Wir trafen dort auf drei Arbeiter aus Cienfuegos. Ich nutzte natürlich die Gelegenheit um wieder etwas mehr über die Situation in Cuba zu erfahren, denn alle drei sprachen einigermaßen Englisch. Eric beispielsweise, war Busfahrer. Sein Lohn beträgt etwa 400 Peso National und einige CUC pro Monat. Zwar kann man sich dank Preisen wie 7 Peso pro Zigarettenschachtel, 1 Peso für Kino bzw. Theatereintritt und 5 Peso für ein Eis doch einiges kaufen, alle Luxusgüter sind jedoch nur in CUC zu bezahlen, an denen es stets mangelt. (1€ = 24 CUC). Er beschwert sich über die Doppelwährung: »Seit wir die Doppelwährung haben, also seit der Sonderperiode, können wir uns nichts mehr kaufen. Das Geld ist äußerst knapp und es reicht gerade für das nötigste.«

Auch sein Freund José, ein Fabrikarbeiter, sieht das ähnlich: »Es ist schon schwer, wenn man eine Familie hat in Cuba. Man muss hart arbeiten, aber letzten Endes kommt doch nichts dabei heraus. Und die Rationen auf der Libretta sind viel zu wenig, es reicht hinten und vorne nicht.«

Er fährt fort: »Meine kleine Tochter kriegt für die Schule viel vom Staat gezahlt, aber es ist halt doch nicht genug. Manchmal reicht es nicht einmal mehr für neue Klamotten oder Seife. Aber so ist es nunmal bei uns. Früher war das anders, aber heute ist es nicht mehr so wie damals.«

»Und woran liegt's?«, frage ich. Eric antwortet mir: »Das ist die Sonderperiode. Und auch ganz oben in der Partei gibt es viel Korruption. Da gibt es einige Funktionäre die das Material nur für sich verwenden und verkaufen, was für die Renovation der Städte geplant ist.«

José unterbricht ihn: »Wobei hier in Cienfuegos nach dem Hurrican gleich Eingaben geschrieben wurden, und dann wurde auch alles repariert.« Eric fährt fort: »Ja, hier schon, aber nicht überall ging das gut. Jedenfalls läuft einiges schief und es ist nicht leicht hier zu leben.« - »Naja«, frage ich, »und was ist mit Fidel? Was haltet ihr von dem?« José meint: »Fidel ist gut, wir Cubaner lieben Fidel. Aber Fidel ist nicht überall. Er hat viele Minister, und die sind nicht alle so gut.« Eric pflichtet ihm bei: »Fidel ist ein guter Mann, aber da oben gibt es viele die das ausnutzen. Und auch Raúl ist nicht der beste, er kommt

dafür zu sehr aus dem Militärischen.« - »Und was wollt ihr, was ist die Alternative? Zurück zum Kapitalismus?« - »Nein!« meint José »Ich bin Kommunist, und ich stehe zu unserem System hier. Auch wenn einiges schief läuft, letzten Endes bleibt uns nichts anderes übrig.« Eric pflichtet ihm bei: »Absolut, niemand will hier wieder zurück zum Kapitalismus. Der Sozialismus ist für uns hier das beste. Im Kapitalismus würden wir verhungern, wie in Haiti.« - »Ihr seid also Kommunisten?« frage ich. Alle drei nicken mit einem stolzen Lächeln im Gesicht. »Und die Demokratie in Cuba, wie seht ihr das, bei uns heißt es, Cuba sei eine Diktatur. Wie erlebt ihr das?« Eric antwortet: »Die Wahlen hier sind echt. Und auch sonst können wir durch die CDR großen Einfluss nehmen. Ich habe das sichere Gefühl, dass man hier als Arbeiter was zu sagen hat und ernst genommen wird. Man kann hier viel mitbestimmen, auch als einfacher Mann.«

José pflichtet ihm bei: »Demokratie? Auf jeden Fall. Man muss sich gut überlegen wen man wählt, sonst hat man, bis man ihn abberufen hat, einige Zeit den falschen am Hals.« José lacht. Sein Gesicht drückt etwas zuversichtliches aus: »Hier in Cuba hat das Volk das sagen, auch wenn das Leben schwer ist.« Abschließend zitiere ich noch ein Schild, dass ich am Straßenrand las: »Con Fidel y Raúl - ¡Venceremos!« - »Mit Fidel und Raul werden wir siegen!« Die drei Arbeiter zeigen sich sichtlich erfreut. Selbst der dritte im Bunde, der kein Englisch kann und bisher nur freundlich nickte, sagt jetzt laut: »Si! Venceremos! Con Fidel!«

Mit diesen Worten verabschiede ich mich dann auch von den Dreien, denn schon bald geht es für uns weiter nach Trinidad. Dort angekommen treffe ich zum ersten mal einige Pioniere die etwas Englisch können. Der Junge war gerade einmal 10 Jahre alt, sein Englisch war dafür aber bemerkenswert gut. Er lernt es seit 3 Jahren. Bei den Pionieren gefällt es ihm sehr gut, vor allem dass er alles bei den Ausflügen vom Staat bezahlt bekommt. »Meine Eltern haben nicht so viel Geld.« sagt er, doch die Schule macht ihm Spaß: »Nachmittags machen wir oft noch andere Sachen, z.B. Brot backen oder etwas basteln.« Wir verabschieden uns, wie es bei den Pionieren in Cuba so üblich ist: »¡Seremos como el Che!« - Wir wollen so sein wie Che! Der Junge schien überrascht, aber strahlte übers ganze Gesicht. Auch zum Thema Religionsfreiheit machte ich eine

überraschende Entdeckung: Eine alte Zeugin Jehovas, Bibliotheksangestellte, saß dort in aller Öffentlichkeit auf dem Stuhl und liest »Erwachtet«. Während der deutsche Philister schon das Heranstürmen der Polizei erwartet, sitzt sie dort in aller Ruhe in der Bibliothek, liest, hält sich keineswegs versteckt und niemand schenkt ihr deswegen größere Beachtung.

Auf dem Weg von Trinidad nach Santa Maria, einem kleinen Ort an der Küste, nördlich von Havanna, fallen mir, als wir auf der sowjetischen Autobahn unterwegs sind, die Schilder der Energierevolution auf. Ich erfuhr erst im Nachhinein was es genau damit auf sich hat: Die grundlegende Umstellung auf Energiesparlampen, weniger Stromverbrauch und eine ökologischere Energieerzeugung in ganz Cuba durch neue Wind- und Solarkraftwerke. Eine sehr feine Sache, die auf dem Land schon erste Früchte trägt, dort konnte ich nämlich auf vielen Dächern die Montage von Solarzellen beobachten.

Angekommen in Santa Maria, nehmen wir noch den bestellten Rum und die Cigarren entgegen und besuchen Lazaro in seinem Büro. Dort benutzt man übrigens vornehmlich Linux auf den Computern. Doch das war auch gleichzeitig der letzte Tag, kurz darauf fahren wir wieder zum Flughafen »José Martí«. Einen letzten Blick noch, und schon bald verschwand die kleine Insel aus den Fenstern des Flugzeugs. Eine kleine Insel, die mich mit gemischten Gefühlen zurücklässt. Denn einerseits sehen wir stabile Versorgungssituation, eine partizipierte, gebildete Bevölkerung, ein hervorragendes Gesundheits- und Bildungssystem, eine entwickelte sozialistische Gesellschaft und eine hochentwickelte Demokratie die der unsrigen Haushoch überlegen ist. Und dennoch: Die wirtschaftlichen Probleme sind gravierend. Die Cubaner führen ein hartes Leben, auch wenn es wohl leichter als das vieler anderer Menschen in den Entwicklungsländern sein dürfte, ist es doch sehr entbehrungsreich. Es mangelt an vielem und das Embargo verschärft diese Probleme noch weiter. Es ist leicht, unter diesen Umständen gegen Cuba zu sein, zu sagen »Guck doch mal, wie die Leben und schau mal was wir hier alles haben.« Das ist der leichteste Weg, der ganz vergisst, dass Cuba nicht Deutschland, die Karibik nicht Mitteleuropa und das Embargo nicht die EU ist. Und es ist auch sehr leicht, Fidel Castro und

den Sozialismus zu verurteilen, wenn man seine Informationen ausschließlich aus unseren tendenziösen Medien bezieht, die ein ganz klares Interesse an der Dämonisierung des Sozialismus im allgemeinen und Cubas im besonderen haben. Viel schwieriger ist es, selbst dort hinzufahren, die Leute kennen zu lernen, sich eine *eigene* Meinung zu bilden. Ich habe dies getan und ich habe größten Respekt gewonnen vor dem cubanischen Volk und seiner Geschichte. Ich habe gesehen, dass Sozialismus und Demokratie zusammengehören, trotz aller Probleme. Und ich kann den Cubanern für ihre Zukunft nur wünschen, dass sie weiterhin das kleine gallische Dorf bleiben, sie sich treu bleiben, ihren Werten und Idealen verbunden, die wirtschaftlichen Probleme lösen können und die Revolution noch weitere 50 Jahre den Frieden und den Sozialismus sichern wird. Trotz Embargo, trotz CIA, trotz USA, und trotz unserer Medien, die nicht Müde werden, das Schreckgespenst vom »bösen Sozialismus« an die Wand zu malen, sobald der Name Cuba fällt.

von *Marcel Kunzmann*
Juni 2009

Bilder: <http://www.flickr.com/photos/macmensch/sets/72157619167954889/>